

IM AUGEN DER PHYSISCHEN GEOGRAPHIE. VOM BLICKEN UND SEHEN

BARBARA ZAHNEN

Summary: In the eye of Physical Geography. “Blicken” and “Sehen”

This essay contributes to the theoretical foundation of the question of the significance of the visual in Physical Geography (and other earth sciences). The background of the considerations – while critically including poststructuralistic positions – is generated by hermeneutic-phenomenological approaches from philosophy and the visual arts, which illuminate the “how” rather than the “what” of seeing. By critically discussing prevalent conceptions of the function of the visual sense in geographical field work or in the usage of visual materials, different ways of seeing are addressed. This is also done in the face of the question of the respective consequences for the research dynamics of geography and its scientific ambition. Within an ontological scope, the author’s considerations result in a conception of what physiogeographical seeing is in a narrower sense.

Zusammenfassung: Der Aufsatz liefert einen Beitrag zur theoretischen Fundierung der Frage nach der Bedeutung des Visuellen in der Physischen Geographie (und anderen erdbezogenen Naturwissenschaften). Hintergrund der Überlegungen bilden – bei kritischem Einbezug poststrukturalistischer Positionen – philosophische und bildtheoretische Ansätze hermeneutisch-phenomenologischer Prägung, in denen nicht das „Was“, sondern das „Wie“ des Sehens im Vordergrund steht. In kritischer Auseinandersetzung mit verbreiteten Selbstverständnissen bezüglich der Funktion des Gesichtssinns bei der geographischen Feldarbeit oder im Umgang mit visuellen Darstellungen werden verschiedene Weisen des „Sehens“ für die Physische Geographie thematisiert. Dies geschieht auch in Hinblick auf die Frage der jeweiligen Konsequenzen für die Forschungsdynamik der Geographie bzw. auf ihren wissenschaftlichen Anspruch. Im Rahmen eines ontologischen Problemkreises münden die Überlegungen der Autorin in eine Konzeption physisch-geographischen Sehens im engeren Sinne.

1 Einführung

Nähert man sich der Frage, welche Bedeutung „das Sehen“ oder „das Visuelle“ in der derzeitigen Physischen Geographie hat, drängen sich die Begriffe „Visualisierung“ oder „Geovisualisierung“ als neuerdings weit verbreitete und beliebte Schlagworte auf. Sie fallen meist in Zusammenhang mit digitalen Geländemodellen, Geographischen Informationssystemen, hochauflösenden Satellitenbildern oder komplexen Computeranimationen und -simulationen, kurz: in Zusammenhang mit erdraumbezogenen Darstellungsmöglichkeiten, die durch technologischen Fortschritt in Form von immens gesteigerten Rechnerkapazitäten möglich geworden sind.

Das Wort „Visualisierung“ kommt von lat. *videre*, sehen, bzw. lat. *visus*, Anblick, Erscheinung, Gesicht. Insofern besagt „Visualisierung“ zunächst einmal nichts anderes, als dass etwas für den so genannten Gesichtssinn des Auges wahrnehmbar, also sichtbar gemacht wird. Dieses Sichtbarmachen wird in der (Physischen) Geographie gemeinhin als ein Sichtbarmachen mittels einer Darstellung aufgefasst, wobei es um die abbildartige oder illustrierende Darstellung raumbezogener Daten oder Vorgänge gehen soll. In dieser Absicht wurde in der Geographie seit jeher „visualisiert“, vor allem durch Erstellung von Karten. Dass das Wort

„Visualisierung“ aber (zumindest in der deutschsprachigen Geographie) erst in jüngerer Zeit in Mode gekommen ist und immer größeren Widerhall findet, könnte – von Einflüssen aus dem Englischen und der Möglichkeit bloßer Rhetorik einmal abgesehen – dafür sprechen, dass in den „neuen“ computergestützten Darstellungsmöglichkeiten etwas gesehen wird, das zuvor fehlte und eben dieses „neuen“ Begriffs bedarf. Es sei also einmal angenommen, der Boom des Begriffs der Visualisierung sei von der Sache her zu begründen, die neuen Darstellungsmöglichkeiten und -verfahren der Physischen Geographie und anderer erdbezogener Naturwissenschaften (z.B. Meteorologie, Geologie etc.) würden also der Sache dienen. Worum geht es dann bei dieser Sachdienlichkeit? Spielen allein *quantitative* Dimensionen eine Rolle (durch höhere, komplexere Rechengänge zulassende Rechenkapazitäten, höhere raumzeitliche oder spektrale Auflösungen usw.)? Oder geht es um *Qualitatives*? Bergen die „neuen“ Visualisierungen gar eine neue Qualität in sich? Wird durch die computergestützten Darstellungsmöglichkeiten etwas *Neues* oder etwas *neu* wahrgenommen? Führen diese zu genuin neuen Erkenntnissen oder Einsichten?

Das hier aufgespannte Fragefeld ist komplex und schon allein aufgrund der Heterogenität der Ansätze innerhalb der Physischen Geographie und ihren Nachbarwissenschaften nicht auf eine pauschale Weise zu

beantworten. Aber auch eine differenziertere Beantwortung würde in jedem Falle ein Verständnis dessen voraussetzen, auf welche Weise der Gesichtssinn in der Physischen Geographie überhaupt zum Tragen kommt: das heißt zum einen, *wie* – auf welche verschiedene Weisen – in der Physischen Geographie „gesehen“ wird oder werden kann, zum anderen, *was* Physische Geograph(inn)en dann *jeweils so* sehen, und schließlich, was das für sie selbst und ihr Fach – etwa die Forschungsdynamik – bedeutet. Mit diesen Fragen geht es in dem vorliegenden Aufsatz um scheinbar selbstverständliche und um weniger beachtete Funktionen und Eigenheiten des Gesichtssinns in ihrer Bedeutung für die Physische Geographie. Die Überlegungen werden vor dem Hintergrund philosophischer und bildtheoretischer Ansätze hermeneutisch-phänomenologischer Prägung und damit im Rahmen eines ontologischen Problemkreises entwickelt, beziehen aber auch (sonst eher in der Humangeographie diskutierte) post-strukturalistische Positionen kritisch ein. Mit der Darlegung eines physisch-geographischen „Sehens“ beginnend, wie es für die normalwissenschaftliche Praxis der Physischen Geographie kennzeichnend ist, münden die Überlegungen in eine Konzeption physisch-geographischen „Sehens“ im engeren Sinne.

2 Wahrnehmung und Darstellung physisch-geographischer Gegenstände

Physische Geograph(inn)en arbeiten im Feld, im Labor, am Schreib- bzw. Computertisch, unter Umständen in der Bibliothek, häufiger auch in Hörsälen, Konferenz- und Seminarräumen usw. Bei diesen *lernenden*, *forschenden* oder *vermittelnden* Tätigkeiten spielt Visuelles auf verschiedene Weisen eine Rolle. Im Feld, z.B. in der physisch-geographischen Feldforschung, dominiert eine mit dem bloßen Auge erfolgende direkte Wahrnehmung physisch-geographischer Gegenstände. Zu diesen zählen solche, die als Dingartiges genommen werden (z.B. Tafelberg, Gletscher, Flussmäander, Cumulus-Wolke) sowie Vorgänge oder Veränderungen dieses dingartig Genommenen (z.B. Lawinenabgang, Auflösung einer Cumulus-Wolke, Gletscherrückzug). Auch im Labor mag die direkte, unvermittelte Wahrnehmung zum Teil noch von Bedeutung sein (z.B. Betrachtung der Aggregate einer Bodenprobe). Ansonsten besteht eine große Tendenz zu visuellen *Darstellungen*, die entweder als *Mittel*, mit denen etwas Bestimmtes visuell dargestellt wird (z.B. eine Fotografie des Aletsch-Gletschers), eventuell aber auch als visuelle *Medien* fungieren können, *anhand* derer ein Gegenständlich- oder Thematischwerden von etwas

überhaupt erst ermöglicht wird.¹⁾ In einer sehr einfachen, *konkret* ausgelegten Dimension bedeutet dies, dass „Gegenstände“ wie z.B. ein „Ozonloch“ oder „städtische Wärmeinseln“, die für das leibliche Auge im faktischen Sinne unsichtbar, also nicht durch optische Daten aus dem Spektralbereich des sichtbaren Lichts erfassbar sind, durch neu entworfene visuelle Darstellungen – z.B. durch die erstmalige Umsetzung von Messdaten in eine Karte bestimmten Maßstabs – in einem faktischen Sinne in einem bestimmten Raum zu einer bestimmten Zeit „entdeckt“, als Gegenstand „präsent“ werden können. Diese Art, präsent zu sein, heißt hier: präsentisch-vorhanden zu sein.²⁾

Der Vollzug der Erstellung der physiogeographischen Darstellungen ist an den (vorgängigen) Gebrauch von einem oder mehreren Hilfsmitteln gebunden (Fotoapparat, Satellitentechnik, Messinstrumente, Computer usw.). Diese können dabei jeweils eine oder mehrere Funktionen haben: die *Registrierung* von Daten, die rechnerische *Verarbeitung* und/oder *Erzeugung* von Daten (wie sie z.B. durch Klimamodelle erzeugt werden) und nicht zuletzt – wie schon das Zeichnen einer Karte mittels eines Tuschestiftes auf Papier – die *Erstellung* eines optisch erfassbaren Materials, das von jemandem als Darstellung und als Darstellung von etwas wahrgenommen wird. Zu betonen ist aber, dass das Geschick einer/s Wissenschaftlerin/s dabei natürlich gerade darin besteht, die jeweiligen Hilfsmittel so zu gebrauchen, dass sich *das, um das es geht*, überhaupt aufnehmen oder messen, berechnen und in einer bestimmten Form optisch und visuell zur Darstellung bringen lässt. Ganz abgesehen also davon, was oder wie viel der/die Wissenschaftler/in den technischen Hilfsmitteln überlässt, bleibt eine Orientierung an etwas, um das es geht, notwendig, die nur der Mensch leisten

¹⁾ Zur (in Bezug auf technische Bilder schwierigen) Unterscheidung von Mitteln und Medien der Darstellung vgl. auch BLASCHE et al. (2004). Aus der hermeneutisch oder phänomenologisch geprägten Bildtheorie des *künstlerischen* Bildes ist diese Unterscheidung nicht wegzudenken (vgl. z.B. MERLEAU-PONTY 1984a, i.O. zuerst 1964, BOEHM 1978, BOEHM 1995c, WIESING 2000). Sie erhält in diesem kunstbezogenen Kontext insofern eine für den weiteren Verlauf des Aufsatzes wichtige, grundlegendere Dimension, als es in der Kunst nicht allein um Darstellungen gegenständlich aufgefasster Entitäten geht.

²⁾ Vgl. BOEHM (1980, insbesondere S. 122). Später werde ich diesem faktischen „Präsentwerden“ im Sinne eines „Präsentisch-vorhanden-Werdens“ eine „eigentliche Präsenz“ oder „Gegenwart“ im wissenschaftlichen Tun gegenüberstellen – eine Unterscheidung, die ich in ZAHNEN (2003) noch nicht explizit getroffen habe.

kann. Daraus ergibt sich jedoch die Frage, was es eigentlich ist, um das es geht, und wie dieses mit dem Sehen zusammenhängt.

3 Darstellungen als Abbildungen

Eingesetzt werden die visuellen Darstellungen der heutigen Physischen Geographie oder anderer erdbezogener Naturwissenschaften üblicherweise zum Zwecke der illustrativen Vermittlung („Diese Abbildung zeigt die Sturmzyklone in der Karibik, von der ich gerade gesprochen habe“), des Belegs („Dass Blockgletscher auch in dem Gebirge X auftreten, sehen Sie hier“) oder der explorierenden Analyse (z.B. beim Gebrauch von Satellitenbildern zur Detektion von Eisflächen, Hochwasserausbreitungen, Sturmzyklonen). In diesen Beispielen ist der Zugang zu den visuellen Darstellungen dadurch bestimmt, dass in ihnen etwas „gesehen“ wird, das auf zum Zeitpunkt und am Ort dieses Sehens nicht unmittelbar anwesende (d.h. hier: nicht unmittelbar präsentisch-vorhandene) Gegenstände verweist, die aber als zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Erdraum (z.B. dem Gebirge X) vorhanden aufgefasst werden. Insofern werden sie als *abdruckartige Hinterlassenschaften* oder *Abbilder von etwas* behandelt, wie es auch in dem in naturwissenschaftlichen Texten gebräuchlichen Begriff der „Abbildung“ zum Ausdruck kommt. Damit ist zu unterscheiden zwischen dem auf dem *Abbildungsträger* sichtbaren *Abbildungsobjekt* und dem *Abbildungssujet* als dem materiellen Gegenstand (in) der Erdnatur, auf den sich das *Abbildungsobjekt* beziehen, den es *repräsentieren* soll.³⁾

Der Prozess, durch den das *Abbildungssujet* als *Abbildungsobjekt* abgebildet wird, hat naturwissenschaftlich einzuordnende wie (wissenschafts-)kulturelle Dimensionen. Dabei wird erwartet, dass die naturwissenschaftlichen Dimensionen des *Abbildungsprozesses*, z.B. das Messprinzip, naturwissenschaftlich erklärbar und bekannt sind und alle anderen Dimensionen, z.B. bestimmte Falschfarbendarstellungen von Satellitenbildern, entweder *Abbildungsvorschriften* bzw. Normen entsprechen oder zumindest transparent offen gelegt werden. Weiterhin wird von einer Naturwissenschaft gemeinhin erwartet, dass es ebenso vorschriftsmäßig festgelegt oder transparent offen gelegt ist, auf welcher Grundlage dem *Abbildungsobjekt* eine bestimmte Be-

deutung, z.B. als Sturmzyklone, zugewiesen wird. Dazu wird auf Definitionen, Klassifikationen oder Typologien zurückgegriffen, die eine Abgrenzung der wissenschaftlichen Gegenstände auf der Basis von beobachteten oder gemessenen Eigenschaften ermöglichen sollen und einen allgemeinen wissenschaftlichen Begriff aufwerfen. Diese in den Definitionen bzw. Klassifikationen oder Typologien schon festgelegten Eigenschaften müssen entweder selbst in den *Abbildungen* festgehalten oder aus den in der *Abbildung* festgehaltenen Daten logisch-diskursiv ableitbar sein (z.B. wenn von der in einer *Abbildung* festgehaltenen Strahlungsintensität auf die Temperatur eines Gegenstands geschlossen wird), um der „wissenschaftlichen Identifizierung“ durch Zuordnung eines wissenschaftlichen Begriffs dienen zu können. Dieser Begriff soll – so wiederum das vorherrschende naturwissenschaftliche Selbstverständnis – ein scharf begrenzter sein, das heißt, es soll im Sinne einer zweiwertigen Logik eindeutig darüber geurteilt werden können, ob der konkrete Einzelfall unter den jeweiligen Begriff fällt oder nicht. Auf diese Weise werden eindeutige Aussagen und eine eindeutige Kommunikation angestrebt.

4 Abgegrenztheit von Gestalten und Begriffen durch Hierarchisierung und Fixierung

In dem Wort „Abbildung“ steckt das Wort „Bild“. Während Texte in einem Prozess gelesen werden müssen, scheinen die Gefüge verschiedener Formen und Farben, die *Bilder* konstituieren, auf einmal erfassbar zu sein. Man scheint bei *Bildern* also ohne einen *Prozess* des Lesens auskommen zu können.⁴⁾ Dagegen leuchtet unmittelbar ein, dass es eines Leseprozesses bedarf, wenn *Abbildungen* nicht-bildliche Informationsebenen wie z.B. Zahlenskalen oder Legenden mit Schriftzeichen benötigen, um zumindest auch für Außenstehende zweckdienlich zu sein. Ohne solche Informationszusätze kommen allenfalls in Echtfarben dargestellte optische Daten aus dem Spektralbereich des sichtbaren Lichts aus (auf *Photographien*, *Luft-* oder *Satellitenbildern*), die sich dem Auge ähnlich wie das in der geographischen Feldarbeit unmittelbar Wahrzu-

³⁾ Mit den Begriffen „Abbildungsträger“, „Abbildungsobjekt“ und „Abbildungssujet“ transformiere ich die Husserlsche Terminologie von „Bildträger“ (als Bild-Ding), „Bildobjekt“ und „Bildsujet“ um, vgl. dazu BLASCHE (2004, 213).

⁴⁾ Was dann allerdings auch schon ein bestimmtes Bildverständnis impliziert, denn grundsätzlich gilt hier die phänomenologische Einsicht, dass das „Was-man-auf-dem-Bild-sieht“ mit dem „Wie-man-auf-das-Bild-schaut“ korreliert (vgl. WIESING 2000, 61). Künstlerischen *Bildern* wird man durch ein solches ohne Zeit geschehendes Erfassen eines Bildes nicht gerecht. Vgl. dazu z.B. GADAMER (1995).

nehmende darbieten. Allerdings liegt einer der grundlegenden Unterschiede zur unvermittelten Wahrnehmung der physisch-geographischen Gegenstände in der Feldarbeit darin, dass beim Sehen der Formen und Farben auf einem Abbildungsträger auch die den Abbildungsträger selbst konstituierenden Formen und Farben mitgesehen, die abgebildeten Gegenstände also auch als abgebildete Gegenstände gesehen werden. Ich möchte im Folgenden die besonderen Spezifika eines Umgangs mit visuellen Darstellungen, der den Einbezug von Skalenangaben oder Legenden erfordert, außer Acht lassen und mich auf die dem Gesichtssinn eigene, auf Formen und Farben basierende Wahrnehmung – als für die Geographie grundlegende Ebene – beschränken.

Die gemäß der internationalen Wolkenklassifikation weltweit betriebene *Wolkenbeobachtung* eignet sich in besonderer Weise zur Verdeutlichung der Charakteristika eines physisch-geographischen „Sehens“, wie es bisher beschrieben wurde. Die bisherigen Beispiele physisch-geographischer Gegenstände erschienen entweder als mittels Form und Farbe abgrenzbare Abbildungsobjekte innerhalb des Ganzen des Abbildungsfelds (z.B. eines Satellitenbilds) oder – im Falle der Wahrnehmung in der Feldarbeit – als abgegrenzte, sich von einem Hintergrund kontrastartig abhebende Gestalten innerhalb des Sehfelds. Diese Abbildungsobjekte bzw. wahrgenommenen Gestalten wurden jeweils *als etwas* angesprochen. Damit stand der Idee der Abgegrenztheit einer wahrnehmbaren Gestalt die Idee der Begrenztheit eines alltagsprachlichen oder wissenschaftlichen Begriffs gegenüber. Entsprechend werden z.B. weißgraue, sich vom blauen Himmel abhebende Gestalten als Wolken angesprochen, wobei gemäß der wissenschaftlichen Wolkenklassifikation bestimmte Wolken gestalten in Abgrenzung von anderen als einer bestimmten Wolkengattung (sowie Art oder Unterart) zugehörig, z.B. als Cumulus-Wolken, identifiziert werden.

Die Wahrnehmung einer abgegrenzten Gestalt korreliert mit der Vorstellung eines abgegrenzten Wahrnehmungsding, -objekts oder -gegenstands, welche sich aus der hierarchisierenden und zentralperspektivisch strukturierenden aktiven Wahrnehmung ergibt: Dementsprechend kann das Auge bestimmte Wahrnehmungsdinge fixieren, sie als in Jetztpunkten präsentisch-vorhandene Dinge oder Objekte betrachten, die dem Auge in Distanz gegenüberstehen. So betrachtet neigt schon das Auge dazu, zu „objektivieren“, fixe Gegebenheiten zu setzen, jedoch nur, sofern es – starrend, den Sehfluss anhaltend – sich selbst und ein Objekt fixiert. BOEHM (1980, 122f.) verweist auf die Verbindung dieser impliziten Abstraktionsleistung des „Sehens“ – als Basis auch der begrifflichen Er-

kenntnis – mit der die Philosophiegeschichte prägenden Substanz-Akzidenz-Idee (als *einer* Idee des Seins) und damit mit dem Primat fixer oder messbarer Aspekte gegenüber vagierenden sekundären Qualitäten. Da Ausdehnung und Gestalt eines Körpers in der Tradition des englischen Empirismus zu den primären Qualitäten gezählt werden, verwundert es nicht, dass die heute weiterhin verwendeten Grundbegriffe der von LUKE HOWARD 1803 entworfenen Wolkenomenklatur (*Cumulus*, *Stratus*, *Cirrus*) sich primär an einem äußeren Form- oder Strukturmerkmal orientierten (vgl. HOWARD 1803).

Ein solches hierarchisierendes und fixierendes Sehen löst die Welt in eine Welt ko-präsentisch-simultan⁵⁾ vorhandener Dinge auf, die sich nebeneinander oder auch über- und untereinander finden, in einer scheinbar stabilen „Dingwelt“, die durch räumliche Koordinaten für bestimmte Zeitpunkte festgehalten, kartographisch dargestellt („visualisiert“) oder protokolliert werden kann. So ist auch die in regelmäßigen Zeitabständen weltweit an meteorologischen Beobachtungsstationen durchgeführte Wolkenbeobachtung mit ihrer Protokollierung zu einem bestimmten Zeitpunkt vorhandener, neben- und übereinander aufgereihter Wolken verschiedener Gattungen bzw. Arten zu verstehen. Veränderungen der Dinge einer solchen „Dingwelt“ werden auf der Basis eines physikalischen Zeitverständnisses, das auf einer Aneinanderreihung von Jetztpunkten basiert, als Vorgänge beobachtet. Eine derartige Beobachtung von Vorgängen unterliegt damit den gleichen Prämissen eines im Prinzip fixierenden und hierarchisierenden Sehens abgegrenzter Gestalten.⁶⁾

5 Dualismus und theoretische Verhaltung

Wird Sehen als ein solches, in (einer Abfolge von) Jetztpunkten geschehendes Sehen räumlich abgegrenzter Wahrnehmungsdinge verstanden, liegt die Vorstellung nahe, das sinnlich wahrgenommene Ding als ein *primär bloß* sinnlich wahrgenommenes Ding zu be-

⁵⁾ Zu der so verstandenen Kopräsenz bzw. Simultanität vgl. auch BOEHM (1980, 123). Die Simultanität gilt dann „als umgrenztes Feld, innerhalb dessen alle Relate unter die Bedingung der Kopräsenz treten [...] der Prozeß des Schvollzugs [wird dann] in eine stehende Gegenwart umgeprägt“ (ebd.).

⁶⁾ Auf die Problematik der Prozessualität in den erdbezogenen Naturwissenschaften kann in diesem Aufsatz leider nicht näher eingegangen werden, ich werde mich dieser Frage an anderer Stelle widmen.

greifen. Diese Vorstellung, die – wie HEIDEGGER gezeigt hat – selbst die reflexive Bewusstseinsphänomenologie Husserls prägt, stilisiert die Erde *primär* zu einer „Sphäre der bloßen Dinge“ (HERRMANN 2000, 64), zu einem bloßen Dingraum, dem man dann – sekundär, etwa je nach Betrachter – verschiedene Bedeutungs-etiketten anzuheften können scheint.⁷⁾ „Dieselbe“ *primär* bloß sinnlich (nicht sinnhaft) wahrgenommene Wolke am Himmel scheint so – sekundär – für den Wissenschaftler ein rein „epistemisches Ding“ (RHEINBERGER 2001) und für einen „Laien“ ein *alltagsweltliches Umwelt-ding* einer ganz anderen Bedeutung sein zu können. Die Wurzeln eines solchen Dualismus von bloßem Wahrnehmungsding auf der einen und dessen Bedeutung auf der anderen Seite, der sich unter veränderten Vorzeichen auch in der Saussureschen Unterscheidung von Signifikat und Signifikant niederschlägt, finden sich – wie HEIDEGGER gezeigt hat – im Platonischen Wahrheitsverständnis als Richtigkeit des aussagenden Vorstellens.⁸⁾ Unter den Bedingungen einer neuzeitlichen Subjekt-Objekt-Ontologie – mit der Descarteschen Philosophie (und dessen Sorge um Gewissheit, an die auch Husserl gebunden bleibt, indem er die Bewusstseinserebnisse in das Gegenüber des intentionalen *Objekts* setzt, vgl. HERRMANN 2000) – geht aus diesen Wurzeln die erkenntnistheoretische Frage nach gesichertem Wissen und in wissenschaftlicher Hinsicht die Bemühung um methodische Sicherung des Wissens hervor. Beides prägt – wie oben skizziert – bis heute das in der Physischen Geographie vorherrschende naturwissenschaftliche Selbstverständnis inklusive des Paradigmas der eindeutigen Benennbarkeit und damit auch der zweiwertigen Wahrheitsvorstellung. Insofern hängen ein hierarchisierendes Sehen und das in mehrfacher Hinsicht Hierarchische der Naturwissenschaften zusammen: Denn hierarchisch sind zum einen ein nor-

matives „Richtig oder Falsch“, zum anderen die klassifikatorischen Begriffssysteme, die nach Gattung und Art *über-* resp. *unterordnen*, sowie nicht zuletzt die auch die (erdbezogenen) Naturwissenschaften prägende traditionelle Logik mit ihrer Lehre von Begriff, Urteil und Schluss.⁹⁾

Die oben genannte Vorstellung der Wahrnehmung eines „primär bloßen Dings“ und diejenige der eindeutigen Benennbarkeit bzw. Definierbarkeit haben gemein, dass sie – im HEIDEGGERSchen Sinne – beide in einer theoretischen Verhaltung geschehen.¹⁰⁾ Dadurch werden Sätze zu wahren oder falschen Aussagen und damit das „Als“ des „als etwas“, als das visuell wahrgenommene Gestalten in den bisherigen Beispielen identifiziert wurden (z.B. Identifikation *als* Sturmzyklone), zu einem *apophantischen Als* (vgl. HEIDEGGER 2001, § 33). Zugleich wird in der theoretischen Verhaltung ein Wahrnehmungsding „in ein *Gegenüber* gebracht“, das heißt, es wird erst zu einem Gegenstand, zu einem Objekt, das einem Subjekt im Modus der Vorhandenheit¹¹⁾ in Distanz gegenübersteht – mit allen erkenntnistheoretischen Problemen, die aus dieser Spaltung hervorgehen. Das bisher beschriebene und scheinbar so selbstverständliche Sehen physisch-geographischer Gegenstände geschieht – wie jegliches *Abbildern* – in einer solchen objektivierend-theoretischen Verhaltung, die auf Seiendes, d.h. Ontisches und das apophantische Als aus ist.

⁷⁾ Für eine Gegenüberstellung der Husserlschen reflexiven und der HEIDEGGERSchen hermeneutischen Phänomenologie vgl. HERRMANN (2000).

⁸⁾ Aus diesem platonischen Wahrheitsverständnis ergibt sich auch die Frage der „Richtigkeit des Blickens“ (HEIDEGGER 1996, 233) sowie, in der Stoa, die Bedeutung des Zeichens als eines Bezeichnenden (vgl. HEIDEGGER 1997b, 245). Das platonische Wahrheitsverständnis durchdringt die abendländische Kultur so tief, dass selbst Nietzsche, für den die Wahrheit „eine Art von Irrtum“ ist, daran noch gebunden bleibt (vgl. HEIDEGGER 1996, 233). Dies wird im weiteren Verlauf des Aufsatzes im Zusammenhang mit den sich auf Nietzsche berufenden so genannten Anwälten des Nicht-Identischen und Poststrukturalisten noch eine Rolle spielen.

⁹⁾ Bezüglich einer Einordnung und Kritik dieser traditionellen Logik vgl. auch GABRIEL (1997), insbesondere Kapitel 2.

¹⁰⁾ Die „theoretische Verhaltung“ ist hier nicht in einem plumpen Gegensatz zu allem Praktischen, Tun oder Handeln zu verstehen. Vielmehr geschehen die meisten Praktiken des Wissenschaftsbetriebs wohl gerade in einer solchen theoretischen Verhaltung. Vgl. dazu HEIDEGGER (2001), HERRMANN (2000), SCHWENDTNER (2005) und STEINER (1999). Umgekehrt ist damit auch gesagt, dass die nicht in einer theoretischen Verhaltung geschehenden Praktiken des alltäglichen Lebens nicht als theorielos im Sinne von kopflos oder gedankenlos zu verstehen sind. Entsprechend erfordert und enthält auch die wissenschaftliche Praxis ihre eigene Theorie im Sinne eines eigenen Denkens, das es zu pflegen gilt.

¹¹⁾ Zur Problematik des gegenüber dem Modus der Zuhandenheit sekundären Modus der Vorhandenheit vgl. HEIDEGGER (2001). Allerdings ist es ein typisches Charakteristikum unserer abendländischen Kultur, die Vorhandenheit als vorrangig zu erachten (vgl. dazu auch HEIDEGGER 1997a).

6 Zwischenhalt: Was-Sein und das Problem der Verschränkung zwischen „Wissenschaft“ und „Alltagswelt“

Bisher ging es immer darum, *was* ein Seiendes, z.B. eine Wolke ist. Basierend auf der Fixierung auf ein derartiges Was sollen Wissenschaftler gegenüber Laien nicht nur auf eine durch methodische Absicherung überlegene Weise *empirisch erfassen* können, was eine Wolke ist, sondern auch klarer, genauer, mithin eindeutig *sagen* können, was eine Wolke ist. Allerdings wird durch diese Auffassung eines Vorrangs des wissenschaftlich festgelegten, definierten und scharf begrenzten Begriffs gegenüber dem alltagsweltlichen, gewachsenen Begriff das Problem nicht aufgehoben, dass gerade die sich als angewandt verstehenden Forschungsprojekte der Physischen Geographie in der *alltagsweltlichen* Bedeutsamkeit ihrer Gegenstände ihre Legitimation suchen.¹²⁾ „Die Wolken der Wissenschaft“ sollen also doch (irgendwie) auch „die Wolken des Laien sein“. Hierin *allein* ein *sprachphilosophisches* Problem, also etwa verschiedene (Wittgensteinsche) Sprachspiele mit gewissen Familienähnlichkeiten zu sehen, hieße auszublenden, dass Wolken nicht allein ein Problem sprachlicher Repräsentanzen sind, sondern auch in einem Zusammenhang leiblich erfahrbarer Materialität und Bedeutsamkeit stehen.

Sehen aber dann etwa ein Geograph und ein Bauer auf dem Feld „dieselbe“ Wolke? Ist die von einem Meteorologen auf einem Satellitenbild identifizierte Sturmzyklone „derselbe Sturm“, den ein Bauer während seiner Ernte auf dem Feld herannahen sieht? Bezeichnenderweise rekurriert die wissenschaftliche Definition der Wolken auf die Alltagswelt, indem sie über das sichtbare Licht und damit das optische Vermögen des leiblichen Auges definiert werden. Die Wolkendefinition des Deutschen Wetterdienstes (DWD) lautet z.B.: „Eine Wolke ist eine sichtbare, in der Luft schwebende Ansammlung winziger Wasser- und/oder Eisteilchen [...]. Sichtbar wird ein Körper, wenn seine Größe die Wellenlänge des sichtbaren Lichts überschreitet. Dabei muß nicht das Wolkenelement, Tröpfchen oder Eiskristall vom menschlichen Auge erfaßt werden können, vielmehr muß eine mehr oder weniger kompakte Ansammlung solcher Teilchen sichtbar und in ihren Umrissen erkennbar sein“ (DWD 1987, 94). Aufgrund solcher für die Physische Geographie typischen Verschränkungen zwischen Alltagswelt und Wissenschaft könnte man die Disziplin, weil sie den Sprung in die reine, strenge Wissenschaftlichkeit nicht geschafft

habe, als ein überholtes und überflüssiges Unternehmen ansehen. Doch das Verhältnis des Menschen zu den Erscheinungen einer konkreten Erdnatur ist nicht aus der Welt zu schaffen und somit der Beschäftigung durchaus würdig. Es stellt sich allerdings die Frage, ob man diesem Verhältnis mit der bisher skizzierten Weise zu „sehen“ gerecht werden kann, die – der objektivierend-theoretischen Verhaltung entspringend und allein ein „Was“ fokussierend – die normalwissenschaftliche Praxis der heutigen Physischen Geographie maßgeblich bestimmt.

7 Dynamik des geographischen Blicks

Was erreicht die Physische Geographie durch eine derart verstandene Konzeption von Visualität? Die für die heutige Physische Geographie oder auch die Meteorologie kennzeichnende Antwort auf die Frage, *was* eine Wolke bzw. eine Cumulus-Wolke, Stratus-Wolke usw. ist, basiert auf einem an *Differenz* gebundenen Identitätsbegriff: Besitzt eine Wolke diese oder jene definierten und festgelegten Eigenschaften, z.B. eine bestimmte, durch ein Kontrastsehen wahrgenommene äußere Form, wird sie in Abgrenzung von anderen Wolkengattungen und -arten identifiziert. Verschwinden diese festgelegten Eigenschaften, geht die Identität der Wolke als diese bestimmte Wolke oder als Wolke überhaupt verloren. Sie wird anders bezeichnet oder, sobald sie nicht mehr im faktischen Sinne sichtbar ist, sie gilt nicht mehr als Wolke. Mithin ist die derart verstandene Identität der physisch-geographischen Gegenstände an ihre Benennungen und an die Benennungen ihrer merkmalarartigen Eigenschaften gebunden. Damit ist das bisher beschriebene „Sehen“ in der Physischen Geographie ein solches, das immer schon Benanntes und bereits festgelegte, mess- oder beobachtbare und damit vormals gemessene und beobachtete Eigenschaften im *Blick* hat. Ein solches „Sehen“ ist somit kein Sehen im eigentlichen Sinne, sondern stattdessen ein *Blicken*, das immer schon weiß, was es „sehen“ will. Indem es dem grundsätzlichen Paradigma der *Benennbarkeit* gehorcht, sucht es eigentlich isolierte Worte, keine sich erst visuell eröffnenden Zusammenhänge. Das gilt auch dann, wenn sich diese isolierten Worte nicht nur auf einzelne Gegenstände, sondern auf selbst wieder als Gegenstand genommene Konglomerate (oder Systeme) einzelner Gegenstände beziehen mögen, die als räumlich zusammengehörig *definiert* sind.¹³⁾ Das bestimmende Maß ist demnach ein vorgegebenes, im lexikalischen Sinne niedergelegtes Begriffsraster, ein – dem jeweiligen konkreten Paradigma entsprechender – Baukasten sich über die

¹²⁾ Zu dieser Problematik in Bezug auf die Stadtklimatologie vgl. ZAHNEN (2003 u. 2004).

konkreten Einzelfälle erhebender Repräsentanzen, aus dem es sich zu bedienen gilt.¹⁴⁾

So ist eben auch die blickgesteuerte Wolkenbeobachtung ein die besondere Geschichte des „Objekts“ ausblendendes, blitzartiges¹⁵⁾ *Wiedererkennen* von bereits benannten und bekannten Gestalten, die in Lehr- oder Handbüchern, z.B. im Internationalen Wolkenatlas, bereits katalogisiert und festgehalten sind. Sowohl die einzelnen der Benennung dienenden Worte als auch die damit bezeichneten abgegrenzten Gestalten, die der geographische Blick sucht, stammen damit aus einem *Archiv* der Vergangenheit.¹⁶⁾ Daher können zwar die erblickten, sich aus dem Sehfeld kontrastartig abhebenden dingartigen Gegenstände präsentisch-*vorhanden* erscheinen (und der Blickende sich so in der Gegenwart *wähnen*), doch das Blicken selbst nicht präsent sein, nicht in Präsenz geschehen.¹⁷⁾ Es sucht Erinnerung (bzw. Memoriertes); etwas, das zu einem früheren Zeitpunkt war und in dem jeweiligen Zeitpunkt der Beobachtung wieder sein *soll*, etwas, das im Wunsch nach Ergebnissen begehrt wird. Ein solches Begehren von Ergebnissen – oder „Aus-Sein auf etwas“ – herauszustellen, ist deswegen für die weiteren Überlegungen des Aufsatzes wichtig, weil hier nur ein „Ich“ (und kein Selbst) wirksam wird, „das die Intentionen des Subjekts in die Welt hinausträgt“ (SEIDLER 2001, 164). Das Ich des Wissenschaftlers will wiedererkennen und muss dabei abwesend sein. Diese Form der Abwesenheit ist dem Beobachtenden selbst nicht bewusst, solange ihm seine Beobachtung glückt oder gelingt, er also – in unserem Beispiel – in dem Wahrgenommenen die bereits festgelegten, kanonisierten Wolkengattungen oder Wolkenarten „sieht“. Er befindet sich in einer Art „illusionären Wunscherfüllungszeit“ (SEIDLER 2001, 9) oder „scheinbaren Gegenwart“ (CLAY 1882 in SEIDLER 2001, 8).¹⁸⁾ Gerade auch der „Erfolg“ aller automatisierten, rechnergestützten Verfahren eines solchen *Wiedererkennens*, wie sie z.B. in der Geoinformatik oder Geofernerkundung entwickelt werden, beruht

auf einer solchen Nicht-Präsenz oder Abwesenheit, die, wenn man Identität an Differenz bindet, unvermeidlich ist.¹⁹⁾

Das bedeutet auch, dass ein solches „wiedererkennendes Sehen“ kein *neues Sehen*, kein „sehendes“ oder erkennendes Sehen ist, keine Einsichten hervorbringt.²⁰⁾ Allenfalls wird „*Neues*“ im Sinne von *neuen Fakten* gesehen, bisher noch nicht registrierte, neue Fälle von Cumulus-Wolken, Sturmzyklonen o.Ä. Dies hat erhebliche Konsequenzen für die Legitimation und Dynamik des wissenschaftlichen Tuns. Sind nämlich die weißen Flecken auf der Weltkarte getilgt, muss entweder der zeitliche Wandel der Erscheinungen ein solches ontisch-apophantisches Beschreiben oder Visualisieren in Gang halten und gleichzeitig zur Legitimation dieses Tuns herhalten – so gesehen muss der „Global Change“ willkommen sein – oder aber die sich selbstständigende, eine eigene Forschungsdynamik evozierende und jeglicher Schaulust entgegenkommende Weiterentwicklung der Visualisierungsmethoden selbst, z.B. durch die heute gesteigerten Rechnerkapazitäten und die dadurch möglich gewordenen höheren räumlichen, zeitlichen oder spektralen Auflösungen.²¹⁾ Diese bringen freilich immer die Gefahr mit sich, zu einer Blendung des Auges zu führen, indem es durch „zu viel Licht“, zu viel Information, vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht – ein in der Kartographie wohlbekanntes, grundsätzlich bei Typisierungen oder Klassifikationen eine Rolle spielendes Problem.²²⁾ So können einzelne „Flecke“, die vom schaulustigen und Phantasien hervorrufenden Auge in ihrem Informationsgehalt überbewertet werden,²³⁾ nur leere, zu ver-

¹³⁾ So wie z.B. der geographische Blick in einer glazial überprägten Landschaft die „Glaziale Serie“ und damit ein Nebeneinander von Zungenbecken, Endmoräne und Sanderflächen suchen würde.

¹⁴⁾ Zum Zusammenhang zwischen Blicken und einem an Differenz gebundenen Identitätsbegriff vgl. JÁDI (2001 u. 2002).

¹⁵⁾ Zur etymologischen Verwandtschaft zwischen Blick und Blitz vgl. das Grimmsche Wörterbuch der deutschen Sprache.

¹⁶⁾ Vgl. dazu auch die für DERRIDA (1997) typische Auffassung des Gedächtnisses als Archiv.

¹⁷⁾ Vgl. dazu auch JÁDI (1997, 187f.) und BOEHM (2001).

¹⁸⁾ Vgl. dazu auch JÁDI (1997, 187): „Objekthaftes Sehen ist ein von Wunsch und Habgier geblendetes Sehen ohne Zeit“. Erst im Misslingen der Absicht kommt Abwesenheit ins Bewusstsein, die aber nicht bei sich selbst gesucht wird, sondern projektiv dem gesuchten, aber sich entziehenden Objekt angelastet wird.

¹⁹⁾ Interessant ist, dass in der Informatik in diesem Zusammenhang von „Ontologien“ gesprochen wird, die bestimmte, standardisierte und somit technisch handhabbare *Wissensrepräsentationen* darstellen sollen, welche auch zur automatisierten Identifizierung geographischer Gegenstände notwendig sind. Damit wird natürlich eine im philosophischen Sinne doch extrem eingeschränkte Vorstellung vom Sein impliziert, denn gerade ontologisch gesehen handelt es sich bei derartigen „Ontologien“ nicht um Ontologien, sondern um ontisch verstandene Wissensbestände.

²⁰⁾ Zur ursprünglich von Imdahl in einem kunsttheoretischen Kontext aufgeworfenen Unterscheidung zwischen „wiedererkennendem Sehen“ und „sehendem Sehen“ vgl. WALDENFELS (1995 u. 1999, 103f.).

nachlässigende Distinktionen bedeuten, die sich nicht mit dem verbinden lassen, nach dem man sich zu orientieren sucht. Ohne eine Offenheit für das, was man noch nicht kennt, kann die eigene Blendung, die eigene Nicht-Präsenz auf diese Weise unbemerkt bleiben und der Anspruch echter Orientierung nicht erfüllt werden.

Aber auch beim Ausmerzen der „weißen Flecken auf der Weltkarte“ und der erstmaligen Bestimmung und Benennung von Gegenständen kann der *Blick* in ein bloßes Wiedererkennen verfallen: Dann sind es *optische Ähnlichkeiten*, die wieder erkannt bzw. erinnert werden, indem an das Vorstellungsvermögen appelliert wird, Phantasien hervorgerufen werden, die in Benennungen als Repräsentanzen münden: HOWARDS Entwurf einer Wolkennomenklatur lässt sich z.B. auf diese Weise verstehen; er er-innerte beim Wahrnehmen der Wolken am Himmel u.a. Haufen (Cumulus) oder Haarlocken bzw. Federbüsche (Cirrus), während der Blick Lamarcks, welcher ein Jahr vor HOWARD ebenfalls einen Vorschlag zur Wolkenklassifikation machte, am Himmel z.B. „Wolken in Schleierform“ oder „Schäfchenwolken“ „entdeckte“ (vgl. SCHNEIDER-CARIUS 1955, 132).

²¹⁾ Es ist für später noch auszuführende Überlegungen dieses Aufsatzes (vgl. auch Fußnote 40) interessant, dass der Psychoanalytiker Wurmser Schaulust bzw. Theatophilie als „das Verlangen zuzuschauen und zu beobachten, zu bewundern und sich faszinieren zu lassen, Vereinigung und Meisterung oder Beherrschung durch aufmerksames Sehen zu erzielen“ (hier zitiert nach SEIDLER 2001, 208), mit einer *Schamabwehr* in Verbindung bringt. Das heißt, es geht darum, „auf dem Wege der Macht, der Kontrolle, [...] Wirkung auf das Objekt auszuüben, um nicht sonst unerträglichen Schamgefühlen zu begegnen“ (ebd., 137). Selbiges gilt für die Delophilie als dem Wunsch, durch Sich-Zeigen zu faszinieren.

²²⁾ Vgl. dazu auch Diskussionen zur Veränderung bestehender Klassifikationen, z.B. CLAYTONS (1896) Überblick über die Veränderung der Wolkenklassifikation im 19. Jahrhundert. In der heutigen physisch-geographischen Praxis wird die Problematik z.B. bei der Klassifikation von Satellitenbildern erfahrbar.

²³⁾ Vgl. dazu JÄDI (2001, 259), der herausstellt, dass gerade „Naturphänomene durch ihre vielfältige Erscheinungsweise beim Kontrastsehen, also bei der Blendung durch den Schein der möglichen Gestalt, eine Ähnlichkeit mit Gestalten von Wünschen oder Befürchtungen aufweisen und den Betroffenen beschäftigen“. Er nennt in diesem Zusammenhang auch die berühmten Empfehlungen Leonardo da Vincis, der zukünftige Künstler solle sich bei Mangel an Phantasie Anregung in chaotischen Strukturen der Natur suchen. Zum Zusammenhang von Schaulust und Phantasien oder Einbildungen vgl. JÄDI (2002, 139).

Hier dienen äußere Merkmale der Form oder Struktur einem analogisierenden Vergleichen, welche auch bei Bezeichnungen wie „Ozon-loch“ oder „Wärme-insel“ (oder auch *Polster-pflanzen* und *Tafel-berg*) zum Tragen kommen.²⁴⁾

8 Die Sicht der „Anwälte des Nicht-Identischen“

Das eben geschilderte, auf der Basis *optischer Ähnlichkeiten* analogisierende und Phantasien hervorrufofende Blicken könnte man als ein metaphernerzeugendes ansehen, sofern man die Metapher auf den Bereich der rhetorischen *Wortfiguren* eingrenzt, wie es in der Rhetorik des Aristoteles seinen Anfang nahm, aber auch strukturalistische und somit auch post-, d.h. neostrukturalistische Positionen kennzeichnet.²⁵⁾ Damit ginge es bei einer Metapher um die Übertragung eines Wortes auf eine fremde Sache, was voraussetzt, dass das isolierte (!) Wort der Träger eines Sinn(etikett)s ist, der von einer Sache auf die andere, fremde Sache übertragen oder verschoben wird. In diesem Sinne hätte es aber auch „bloß“ metaphorischen Charakter, einen Begriff auf verschiedene, nicht-identische Sachen bzw. Fälle zu übertragen. In der Tat ist das die Auffassung der so genannten „Anwälte des Nicht-Identischen“ (wie u.a. Adorno oder DERRIDA als Vertreter der Poststrukturalisten), die das so genannte „identifizierende Denken“ und damit auch das (Fregesche) logische Denken in scharf begrenzten Begriffen kritisieren. Sie berufen sich dabei auf Nietzsche, für den jeder allgemeine Begriff insofern schon auf einer Fälschung beruht, als mittels der Unterordnung unter einen allgemeinen Begriff verschiedene individuelle Fälle unter Absehung von individuellen Unterschieden als identi-

²⁴⁾ Zur Problematik eines Ausseins auf optische Ähnlichkeiten vgl. JÄDI (2002, insbesondere S. 139), der in einem kunsttheoretischen Kontext, nämlich in Bezug auf die Bildbetrachtung, darauf verweist, dass derartige Ähnlichkeitsmerkmale nur zu einer sekundären, an Repräsentanzen gebundenen Identität führen können. Dabei ist bemerkenswert, dass das Aussein auf optische Ähnlichkeit bezüglich äußerer Form oder Struktur sich in der bloßen Imagination einer solchen auswirken kann: Die Geschichte der stadtklimatologischen Forschung zeigt z.B., dass städtische „Wärmeinseln“ auch dort „gesehen“ wurden, wo eigentlich nur punktuelle Messungen vorlagen und die imaginative Extrapolation sich später als problematisch erwies. Vgl. dazu ZAHNEN (2003 u. 2004).

²⁵⁾ Für einen Überblick über die Geschichte und verschiedene Verständnisse der Metapher vgl. RICOEUR (1991).

sche Fälle gesetzt werden.²⁶⁾ So gesehen beruhen auch die oben skizzierten Klassifikationen und Hierarchien der Naturwissenschaften, die die Basis für die hoch technologischen Meisterschaften, die automatisierten Monitoring- und Detektionsprogramme der Physischen Geographie und ihrer Nachbarwissenschaften bereitstellen, bloß auf Fälschungen.

Ich möchte hier eine leibhaftige Erfahrung dieses Arguments anführen, indem ich auf die Situation eines Studenten verweise, der in einer physisch-geographischen Ausbildung, frisch mit der Wolkenomenklatur, schematischen Darstellungen der äußeren Wolkenform oder auch einem Wolkenatlas ausgerüstet, die Wolken erstmalig bestimmen soll und bei dem Versuch einer eindeutigen Zuschreibung angesichts der Mannigfaltigkeit der Wolken und der Schwierigkeit, die katalogisierten Merkmale bzw. das typische Aussehen im Feld eindeutig wieder zu finden, erst einmal verzweifelt. Die tatsächliche Mannigfaltigkeit der Wolken scheint aber nicht nur Ungeübten, sondern auch Erfahrenen eine in jedem Falle eindeutige Wolkenidentifikation unmöglich werden zu lassen.²⁷⁾ Doch auch schon die oben angeführte Wolkendefinition des Deutschen Wetterdienstes enthält gewisse Unschärfen, wenn etwa von einer „mehr oder weniger“ kompakten Ansammlung von Wasserteilchen die Rede ist, die sichtbar und in ihren Umrisen erkennbar sein soll, und dabei die Umrisse der Wolken selbst noch mehr oder weniger scharf sein können.²⁸⁾ Wann oder wo z.B. eine Wolke und wann oder wo „bloß“ Dunst vorliegt, ist somit gar nicht auf

eine eindeutige, also scharf zu trennende Weise mit dem bloßen Auge zu unterscheiden (hier liegt sozusagen die meteorologische Fassung des philosophisch-logischen Haufenproblems vor). Wie bei der Unterscheidung zwischen Nebel und Dunst sind *trennscharfe* Identifikationen, für die meist Messungen bedürftige Unterscheidungskriterien nötig sind, nur als eine mit einer gewissen Willkürlichkeit behaftete Setzung zu verstehen, welche allerdings für jede Form der wissenschaftlichen Operationalisierung unumgänglich ist.²⁹⁾

Das Beispiel der Wolken scheint den Anwälten des Nicht-Identischen Recht zu geben, da es offenbar tatsächlich ein Problem ist, von scharf abgegrenzten physisch-geographischen *Gegenständen* auszugehen. Dabei handelt es sich aber um ein *Was*, das im Blickfeld steht. So gesehen, muss jedes Identifizieren eine Fälschung sein, weil das, was gegenwärtig zu identifizieren sein soll, sich von dem, als was es identifiziert wird, immer differiert. Demnach kann auch der Sturm auf dem Satellitenbild eines Meteorologen nicht derselbe Sturm sein, den ein Bauer auf dem Feld gerade erlebt, weil der Meteorologe und der Bauer ihn nicht mit derselben „selbstgegenwärtigen“ Idee bzw. nicht mit einem „identischen Signifikat“ verbinden können, und das Wort „Sturm“ wäre nichts als eine sprachliche Konstruktion ohne objektive Bedeutung.³⁰⁾ So gesehen scheint einem eigentlich nichts anders übrig zu bleiben, als alles fließen zu lassen, und dekonstruktivistisch auf „den Wellen des ewigen Flusses der Signifikanten [...] zu surfen,] in freier Assoziation seiner Gedanken“ (GABRIEL 1997, 110). Geht die Richtigkeit des ausagenden Vorstellens (und mit ihr die logische Erkenntnis) sowie die Richtigkeit des Blickens verloren (vgl. Fußnote 8), geht scheinbar entweder gar nichts mehr –

²⁶⁾ Vgl. dazu GABRIEL (1997, 38ff.), der diese Thematik in die grundsätzliche Problematik des Verhältnisses zwischen wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung einordnet. Zur Problematik der „Fälschung“ bei Nietzsche vgl. auch Fußnote 8.

²⁷⁾ Zu den Schwierigkeiten der eindeutigen Wolkenklassifikation aus einer meteorologischen Sicht vgl. z.B. die Darstellung diesbezüglicher Diskussionen in SÜRING (1950). Auch in der heutigen satellitengestützten Wolkenbeobachtung erkennen gerade erfahrene Meteorolog(inn)en das Problem an, dass immer wieder Erscheinungen auftreten, die den bisherigen Klassifikationsmustern nicht zuzuordnen sind. ZWATZ-MEISE (1987, 96) schreibt so z.B. in Bezug auf die meteorologische Satellitenbildinterpretation: „Außerdem muß jeder, der mit synoptischen Fallstudien beschäftigt ist, letzten Endes die Feststellung machen, daß eine Einordnung in Kategorien nur bis zu einem gewissen Grad möglich ist. Alle Wettersituationen und deren Entwicklungen sind ‚Individuen‘, die sich voneinander unterscheiden.“

²⁸⁾ Wobei Mitte des 20. Jahrhunderts den Ausprägungen der „Ränder“ der Wolken in der Wolkenomenklatur Rechnung zu tragen versucht wurde, vgl. SÜRING (1950, 30).

²⁹⁾ Vgl. dazu auch die Unterscheidung von „sichtbaren“ und „unsichtbaren“ Wasserteilchen beim DWD, die einen Radius größer (sichtbar) bzw. kleiner (unsichtbar) als 50.000 nm haben sollen (vgl. DWD 1987, 95). Die Grenze zwischen Nebel und Dunst wird nach internationaler Übereinkunft bei 1 km Horizontalsichtweite gezogen.

³⁰⁾ Wie es auch dem Nominalismus einer analytischen Sprachphilosophie entspricht. Dazu, dass die Bestreitung der „Identität des Signifikats“ als eines „transzendentalen“ Signifikats das *Movens* der DERRIDASchen Dekonstruktion ist, vgl. GABRIEL (1997, 53f.), wo auch deutlich wird, dass DERRIDA mit dieser Sicht (die letztlich zur Konsequenz haben müsste, dass Verständigung nicht möglich ist) den Grundirrtum Saussures potenziert, bei dem das Signifikat „dem Bereich des Psychischen nicht entkommt“ (ebd.). Dementsprechend verortet DERRIDA die „Präsenz“ eines Sinns auch bewusstseinsphilosophisch – worin ein entscheidender Denkfehler der dekonstruktivistischen Kritik an der Hermeneutik liegt.

oder alles. Demnach könnte es in der Physischen Geographie bzw. ihren verschiedenen Teildisziplinen – so sie sich weiterhin mit konkreten Erscheinungen der „Erdnatur“ beschäftigen und nicht zu einer ihrer Nachbarwissenschaften werden, indem sie sich deren Erklärungsbestreben und Erklärungsmodelle zu eigen machen – gemäß den Anwälten des Nicht-Identischen auch nur noch darum gehen, die vielen verschiedenen Wahrnehmungsselektionen und die vielen verschiedenen Sinnetiketten hervorzuheben, die den geographischen Wahrnehmungsdingen bzw. den Wörtern, die verwendet werden, anhaften oder anhaften könnten. Das „Worum-es-geht“, das die Wissenschaftler(innen) in ihrem Tun orientiert und von reinen Automaten abhebt (vgl. das Ende des Abschnitts 2), würde sich damit auf eine Orientierung nach bloßen Konventionen, Wünschen, Vorlieben, Phantasien oder Interessen reduzieren. Physisch-geographisches „Sehen“ wäre nichts als ein willkürliches, geblendetes oder schaulustiges Sehen.

9 Das „Wie“ der theoretischen Verhaltung – Das „Wie“ des nachvollziehenden Sehens

Unter Einräumung der Tatsache, dass es durchaus solche Formen physisch-geographischen „Sehens“ und gerade den interessebestimmten Blick gibt,³¹⁾ möchte ich der obigen, im Prinzip radikal skeptizistischen Schlussfolgerung eine andere Sicht entgegensetzen. Mir geht es dabei um den bisher nicht berücksichtigten Sehfluss und die Horizonthaftigkeit des Sehens: d.h. darum, dass jedes Sehfeld offene Ränder besitzt und somit nicht nur die Begrenztheit der eigenen Sicht, eine Dunkelheit oder Unsichtbarkeit im Sehen erfahren und eine Bewegung des Sehens hervorgerufen wird, sondern auch mehr ins Auge fällt als das, was von ihm als Offensichtliches fokussiert wird. Damit geht es auch um eine Wechselseitigkeit des Sehens, d.h. darum, dass Sehen nicht nur eine von innen nach außen gerichtete Komponente hat, wie es die Wendung „einen Blick werfen“ suggeriert, sondern ebenfalls eine nach innen

gerichtete, worauf in der deutschen Sprache u.a. „Einsicht“, „Respekt“, „Rücksicht“, „ins Auge fallen“ hinweisen, aber auch „Einbildung“. Das heißt, dass nicht nur wir die Dinge, sondern die Dinge gewissermaßen auch uns „anschauen“ und *in ihrem Anspruch* die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, ein Problem, das bisher vorwiegend in der Kunst- bzw. Bildtheorie, Phänomenologie und Psychoanalyse Beachtung gefunden hat und nicht als Rückfall in ein animistisches Weltbild zu verstehen ist.³²⁾

Dabei geht es jetzt gerade nicht um Einbildungen im Sinne von phantasiartigen Imaginationen, also nicht allein um „Schäfchen“, „Haufen“, „Schleier“ oder andere *ontische* Luftschlösser, an die Wolken in einer Rückbewegung *er-innern* könnten, nachdem auf sie ein Blick geworfen wurde.³³⁾ Es geht somit nicht um eine (vom „Ich“ hervorgerufene) *Spiegelung* eines „Was“ im Innen in ein „Was“ im Außen – oder umgekehrt. Vielmehr geht es darum, das Sehen nicht auf das bereits vergegenständlichte „Was“ zu reduzieren, auf das – der objektivierend-theoretischen Verhaltung entspringend – der geographische Blick aus ist. Dieser baut sich in seiner Jagd nach festgelegten Merkmalen seine stabile Vorstellungsdingwelt als Welt ko-präsentisch-simultan vorhandener wiedererkannter Dinge in einem Neben- und Nacheinander zusammen, von zeitlicher und räumlicher Punktualität zu Punktualität bzw. von einem isoliertem Wahrnehmungsding zum nächsten springend, wie von einer abgegrenzten Wolke oder einer kartographischen Einheit zur nächsten. So, als gäbe es zwar das, von dem sich Seiendes abhebt (differiert), aber nicht den Vollzug und Nachvollzug, aus dem Seiendes hervorgeht, als gäbe es kein *Wie-es-ist-was-es-ist*. Zwar gibt es auch ein Wie der objektivierend-theoretischen Verhaltung. Doch dieses Wie ist kein Wie des Nachvollzugs, welches sich darauf bezieht, wie etwas ist, sondern ein Wie, das sich aus einer Außenperspektive, aus einer

³¹⁾ Ein Problem, das natürlich gerade auch bei der Interpretation von Messdaten auftritt, vgl. dazu z.B. die Diskussion der stadtklimatologischen, u.U. eben auch durch planungspolitische Interessen gefärbten Interpretation punktuell gemessener Winddaten in ZAHNEN (2003 u. 2004).

³²⁾ Vgl. u.a. MERLEAU-PONTY (1984a u. 1994), JÁDI (2001), DIDI-HUBERMANN (1999), SEIDLER (2001), WALDENFELS (1999, 2000).

³³⁾ Vgl. dazu JÁDI (2001, 275): „Es geht um jenes fatale Schicksal des Blicks, das ihm innewohnt, dass er nach seinem Werfen auf das Objekt seiner Begierde, seines Verlangens oder derer Negation in der Abwesenheit nicht haltmacht, sondern nach hinten losgeht und panische Inhalte des Unbewußten weckt, sowie ein vermeintliches Wiedererkennen preisgibt.“ Diese dem Blick eigene Dynamik kann in Psychosen besonders deutlich zutage treten, wie JÁDI am Beispiel des Psychotikers und Künstlers Natterer aufzeigt.

distanzierten Beobachtung oder *Reflexion über die ebenfalls isoliert neben- oder nacheinander existierenden* Konventionen und Interessen, Normen und Paradigmen, aber auch technischen Hilfsmittel, optischen Zusammenhänge und perspektivischen Erscheinungsweisen ergibt, anhand derer man beschreiben könnte, wie es dazu kommt, dass bestimmte physisch-geographische Gegenstände zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort erblickt oder wiedererkannt werden und andere nicht. Dieses nicht-nachvollziehende Wie entspricht also dem konzeptionellen Rahmen einer vergegenständlichenden Beobachtung der ebenfalls bereits vergegenständlichenden Beobachtung – oder dem einer Reflexion über Bewusstseinserebnisse. Es ist ein Wie, das, der theoretischen Verhaltung entspringend, an den Blick gebunden bleibt.³⁴⁾ In den Blick geraten so z.B. die absichtsartig zu verstehenden Intentionen, die Wissenschaftssoziologen (unter)suchen, oder auch die bewusstseinsbezogene Intentionalität der Husserlschen reflexiven Phänomenologie, der es um das Intentionale eines Erkennens, um ein „Meinen-von-etwas“ geht.³⁵⁾

Anders steht es mit dem Wie, das einer nachvollziehenden Bewegung des Sehens eigen ist, welches sich denjenigen Wahrnehmungsübergängen „von einem Moment zum anderen, von einem Ort zum anderen, von einer Perspektive zur anderen“³⁶⁾ öffnet, die es im Vollzug des Sehens immer schon gibt und etwas erst sichtbar werden lassen. Es ist dieses Wie, das den Meteorologen und den Bauer nicht *über*, aber eben doch *von* „demselben“ Sturm zu sprechen ermöglicht. Es handelt sich um ein Wie, welches normalerweise in „fungierender Unsichtbarkeit“³⁷⁾ ist und erst dann er-

fahrbar wird, wenn das Meinen-von-etwas oder der Blick aussetzt oder eingeklammert wird, bzw. dann, wenn es erst gar nicht zu einem blickhaften Meinen-von-etwas gekommen ist. Es geht damit um ein Wie, das spürbar im Spiel ist, so man (dem vom „Ich“ in einer nur scheinbaren Gegenwart nach außen getragenen Wunsch nach abgesicherten Ergebnissen bzw. nach einem Wiedererkennen von bereits Erblichem *entgegengerichtet*) die Anderheit³⁸⁾ der Sache mit zu sehen gelernt hat und etwas anders sein lassen kann, ohne – wie enttäuschte Dogmatiker – in einen Skeptizismus zu verfallen: Wenn man sich also erst gar nicht an einen zweiwertigen Wahrheitsbegriff bindet, an die Vorstellung einer „richtigen“ oder „falschen“ Abbildung oder Repräsentation und somit an ein Ding an sich, an das Hierarchische einer festgeschriebenen, gesetzten Bedeutung, an die Vorstellung einer selbstgegenwärtigen Idee und bewusstseinsbezogenen Präsenz, sei es im Positiven oder – wie etwa die Dekonstruktivisten es tun – im Negativen. Vielmehr geht es um eine „lebendige Gegenwart jenseits der Repräsentation“ (JÄDI 2001, 223), in der doch spürbar wird, worum es geht.

Worum geht es also beim physisch-geographischen Sehen, wenn man die Eigenart des Gesichtssinns berücksichtigt, horizontartig und offen, in einer Bewegung geschehend und auch nach innen gerichtet zu sein, wenn man berücksichtigt, dass sehen zu können heißt, auch zu sehen, dass der Andere einen sieht, und somit auch die Endlichkeit und Begrenztheit des eigenen Sehens?³⁹⁾ Anstatt objektiv Gegebenes „richtig“ – als Ding an sich oder einem alles überblickenden, objektiven Geist gemäß – sehen (und deswegen auch

³⁴⁾ Bezüglich der vergegenständlichenden Beobachtung der vergegenständlichenden Beobachtung vgl. auch die Kritik von WALDENFELS an Luhmann (WALDENFELS 2000, 384ff.). Demnach ist für Luhmann der Blick des Anderen bloß *etwas* in meiner Welt, das mir die Grenze meines eigenen Könnens aufzeigt. Dieser Auffassung gemäß beobachtet man nur die Beobachtung des Anderen.

³⁵⁾ Vgl. dazu auch die HEIDEGGERSche Würdigung und Kritik der Husserlschen Intentionalität bei HERRMANN (2000, insbesondere 110ff.).

³⁶⁾ Vgl. dazu MERLEAU-PONTY (1984b, 99): „Das analytische Denken läßt die Wahrnehmungsübergänge von einem Moment zum anderen, von einem Ort zum anderen, von einer Perspektive zur anderen unbeachtet und sucht schließlich auf Seiten des Geistes die Garantie einer Einheit, die es jedoch schon gibt, wenn wir wahrnehmen [...]“

³⁷⁾ Vgl. dazu WIESING (2000, insbesondere S. 64), sowie MERLEAU-PONTY (1994).

³⁸⁾ Vgl. hierzu die Unterscheidung Anderheit und Andersheit in JÄDI (2002).

³⁹⁾ Vgl. dazu auch BOEHM (1995c, 19f.), wo nochmals deutlich wird, dass es hier nicht nur um ein abgehobenes, über der Welt schwebendes Sehen des Sehens geht (etwa im Sinne der Husserlschen Unterscheidung zwischen *intentio recta*, als Blick auf die Dinge, und *intentio obliqua*, als Blick auf dieses Sehen durch es selbst). Vielmehr geht es um die vor allem von MERLEAU-PONTY herausgearbeitete Dimension eines Sehens, dessen selbstbezogenes Moment sich nicht auf das Sehen, sondern auf den eigenen Leib richtet, welcher gewissermaßen (als) Reflexivität lebt und dadurch sowohl zur Ordnung der Subjekte wie zur Ordnung der Objekte gehört. „MERLEAU-PONTY verpflanzt dieses selbstbezogene Tun in die Mitte der Welt zurück“ (BOEHM 1995c, 20). Vgl. auch die folgende Fußnote.

möglichst ohne subjektive Einflüsse *abbildungshaft* zur Darstellung bringen) zu wollen, sich dem visuell zu Vernehmenden gegenüberzustellen, es als distanzierten Gegenstand zu nehmen, müsste es ein Sehen sein, das einem Wie-Sehen entspricht, welches in einem Ereignis des Sehens „der Entstehung des Gesehenen und Sehenden“ (WALDENFELS 1999, 112) beiwohnt. Es wäre ein Sehen, in dem der Sehende nicht außerhalb des zu Sehenden steht, einem Ding in seinem neutralen Behälterraum gegenüber, sondern *sich selbst einräumt*, sich *ins Bild* begibt, mit anderen Worten: ein hermeneutisches Sehen.⁴⁰⁾

10 „Im Bilde sein“ – „Sich ins Bild setzen“

Dabei gehört es zum *geschichtlichen* menschlichen Dasein, immer schon – zwar mehr oder weniger, aber doch prinzipiell – *im Bilde zu sein*, in einem Bilde, das sich permanent verändert und daher auch ein immer wieder neues Sich-(selbst)-ins-Bild-setzen verlangt. Somit verhält sich der Mensch auch immer

⁴⁰⁾ Vgl. dazu auch die bekannte HEIDEGGERSche Wendung, dass es nicht das Entscheidende ist, „aus dem Zirkel heraus-, sondern in ihn nach der rechten Weise hineinzukommen“ (HEIDEGGER 2001, §32). Wir haben es hier also mit einer grundlegenden Ebene eines hermeneutischen Zirkels (bzw. einer Spirale) im Sinne einer hermeneutischen Phänomenologie oder Hermeneutik menschlicher Existenz (Existentialhermeneutik) zu tun, in der auch GADAMERS Universalitätsanspruch der Hermeneutik begründet liegt, der Verstehen als eine elementare Form geschichtlichen Existierens sieht (vgl. GADAMER 1990). In Bezug auf die Wahrnehmung bzw. das „Sehen“ vgl. HERRMANN (2000) für eine Gegenüberstellung des Husserlschen (reflexiven, außerhalb des zu Sehenden stehenden) und des HEIDEGGERSchen hermeneutischen (innerhalb des zu Sehenden stehenden) Sehens. Vgl. auch MERLEAU-PONTY (1984a, 41): „Dieses Vorausgehen dessen, was ist, vor dem, was man sieht und sehen läßt, dessen, was man sieht und sehen läßt, vor dem, was ist – eben das ist Sehen.“ In neuerer Literatur taucht die Thematik im Rahmen einer triangulierten Intersubjektivitätstheorie auf (vgl. JÄDI 2002 und SEIDLER 2001, der dabei die Rolle des „Zeugen der Scham“ ins Spiel bringt, vgl. Fußnote 21). Dazu passt auch folgende Passage aus MERLEAU-PONTY (1984c, 60): „Wenn es eine Trennung gibt, so nicht zwischen mir und dem anderen, sondern zwischen einer ursprünglichen Allgemeinheit, in der wir noch ungetrennt sind, und dem bestimmten System Ich-die anderen [...]“ In Bezug auf die Verbindung zwischen Verstehen und Sehen bzw. Wahrnehmen beachte man auch, dass das englische „to see“ auch im Sinne von „verstehen“ gebraucht wird.

schon in einem Bezug zur Umwelt, zu den umweltlichen „Dingen“ der Erdnatur, die ihm begegnen, ihn in ihrer Bedeutsamkeit ansprechen. Der Mensch ist immer schon in einem vor-theoretischen Bezug zu den Wolken, bevor er sie – in einer theoretischen Verhaltung – als Gegenstände zu benennen weiß; so erfährt der Mensch bereits Wolkigkeit, bevor er Wolken *anschaut*; so sind es z.B. schon die veränderten Lichtverhältnisse, die das Feld plötzlich anders erscheinen und den Bauern aufmerken, seinen Kopf gen Himmel heben lassen, um zu sehen, dass es *wolkig* geworden und wie es wolkig ist. Auf diese Weise sieht der Bauer z.B. *in der Schwere* der Wolken – also fern deduktiver Ableitungen – dass die Wolken ihm bald den befürchteten oder erhofften Regen bringen mögen. Das Sein – und damit auch der Sinn – der Wolken geht über die räumlich und zeitlich abgegrenzten Wolkengestalten hinaus und ihnen voraus. Es ist somit kein Bedeutungsetikett, das diesen als isolierten, sich abhebenden Ganzheiten anzuheften ist:⁴¹⁾ Vielmehr geht es um *Wolkigkeit*, und diese ist die Wolkigkeit des *Himmels* der Erde, auf der sich der Mensch in konkreten Situationen bewegt, in einer Verflechtung, die zwischen ihm und den Wolken – vor jeder Aufspaltung in ein Subjekt und ein ihm gegenübergestelltes, vorgestelltes (und abzubildendes) Objekt – bereits waltet.⁴²⁾ Das Sein der Wolken ist eine Weise zu sein, ist das, *wie* sie sich zeigen, und somit das, woraufhin die Wolken je schon verstanden sind, wenn man sich zu ihnen und dabei zu sich selbst verhält.⁴³⁾

⁴¹⁾ In diesem Sinne gibt es auch keine *primär* bloßen Wahrnehmungsdinge (s.o.). Vgl. dazu die HEIDEGGERSche Erschließung des Umwelterlebnisses in HERRMANN (2000, Teil I).

⁴²⁾ Um es mit MERLEAU-PONTY (1994, 153) zu sagen, der die leibliche Dimension dieses insgesamt geschichtlich zu verstehenden Im-Bilde-Seins herausstellt: „[...] weil das Sein nun nicht mehr *vor mir* liegt [wie in dualistischen Konzeptionen des Seins, B.Z.], sondern mich umgibt und mich in gewissem Sinne durchdringt, weil meine Sicht auf das Sein nicht anderswoher entsteht, sondern aus der Mitte des Seins selbst, weil die vorgeblichen Tatsachen, die raum-zeitlichen Individuen von vorneherein in den Achsen, den Angeln, den Dimensionen und der Generalität meines Leibes angebracht und die Ideen folglich immer schon in das Gefüge meines Leibes eingebaut sind.“ Schon die oben beschriebene „zu sehende Schwere“ der Wolken verweist auf eine spezifische (synästhetische) Art einer solchen Verflechtung, auf eine leibliche Verschränkung zwischen dem Sichtbaren und dem Berührbaren. Vgl. dazu auch MERLEAU-PONTY (1994, insbesondere S. 177).

⁴³⁾ Vgl. dazu HEIDEGGER (2001) und die Erläuterungen bei HERRMANN (2000, 134ff.).

In diesem Sinne heißt Sehen nicht, etwas Äußeres im Inneren abzubilden (oder umgekehrt), sondern dem Bilde *gemäß* zu sehen, in dem man *sich selbst* befindet. Diesem Bilde gemäß zu sehen heißt: verhältnismäßig zu sein, eine stimmige Ordnung finden, die nicht einen subjektivistischen Relativismus bedeutet, sondern in der das, worum es geht, durch das Subjektive hindurch scheinend *wahr-zunehmen* ist.⁴⁴⁾ Wahr-genommen wird dann nicht im Sinne eines zweiwertigen Wahrheitsbegriffs bzw. entsprechend äußerer Normen oder Maßstäbe, sondern indem man sich in der Einsicht bescheidet, nur auf der Basis dessen, was man „in (und an) sich trägt“ (BREIDBACH 2004, 58), etwas wahr-nehmen zu können, etwas, das gleichwohl über das Subjekt hinausweist. Das, worum es geht, ist nicht via Differenz, auf der Basis von Selbigkeit zu identifizieren, dem jeweiligen Paradigma, den Konventionen und Normen, einem abgeseigneten Begriffsraaster gemäß. Die Problematik eines *solchen* Identifizierens sehen die Anwälte des Nicht-Identischen wohl recht. Doch entgegen dieser Vorstellung gilt es, trotz des unvermeidlichen Eingebundenseins in Paradigmen, Konventionen, Vorurteile usw. mit sich *selbst identisch* zu sein, im Sinne eines durch Divergenz gekennzeichneten *Selbstverhältnisses*, das sich an der Schnittstelle zwischen Innen und Außen, Subjekt und Objekt befindet.⁴⁵⁾ Somit geht es, wenn „etwas *als* etwas“ gesehen wird, auch nicht mehr um das apophantische Als einer wahren oder falschen Aussage auf Basis eines richtigen oder falschen Blickens, sondern um ein mehrwertiges, hermeneutisches, ein deutendes Als, dessen Basis ein mantisches Als, das Als der Anmutungen ist, für das der Mensch – in seiner „medialen Weltstellung“ (HOGREBE 2004, 26) empfänglich ist, *das ihn angeht* und ihn ins Bild versetzt.⁴⁶⁾

Diese mantische und subsemantische, unterhalb jeglicher Bedeutungs-zuschreibungen liegende Dimension

⁴⁴⁾ Vgl. bezüglich dieser Thematik auch BREIDBACH (2004), der diese hermeneutische Einsicht mit einem Nachdenken über neueste Erkenntnisse der Hirnforschung bzw. Neuro- und Kognitionswissenschaften in Verbindung bringt und von Situationen spricht, in denen das Subjekt in einem „Sich In Geltung Finden“ etwas wahr-nimmt (ebd., 63, Hervorhebung von mir).

⁴⁵⁾ Zum Verhältnis von Selbigkeit (Idem-Identität) und Selbstheit (Ipse-Identität) vgl. RICOEUR (1996), zum Selbstverhältnis auf der Schnittstelle zwischen Innen und Außen, Subjekt und Objekt vgl. SEIDLER (2001). Bezüglich der Bedeutung von Selbstheit und Selbigkeit im Prozess der bildenden Kunst, in dem der Künstler ebenfalls eine stimmige Ordnung im Sichtbaren sucht, vgl. JADI (2002).

der Alltagswelt lässt sich auch in der Wissenschaft und gerade in der so alltagsnahen Physischen Geographie nie völlig ausschalten. Besonders deutlich tritt diese vorbegriffliche (von Hierarchien losgelöste, selbstverantwortliche) Ebene beim Gebrauch visueller Darstellungen oder während der Feldarbeit dann zutage, wenn nicht blickend versucht wird, anderweitig bereits Beobachtetes und Benanntes wiederzufinden; sondern vielmehr dann, wenn sich – als eine Weise des *tacit knowledge* – erst einmal mehr ahnen oder spüren als benennen lässt, dass „irgendwie“ etwas anders ist, wenn sich etwa – um ein einfaches Beispiel zu geben – bei der Betrachtung meteorologischer Satellitenbilder für einen erfahrenen Meteorologen mehr ahnen als benennen lässt, dass da „was im Busche ist“ oder sich etwas zusammenbraut, was so noch nie da gewesen ist.⁴⁷⁾ Es geht also gerade um die wissenschaftlichen Situationen, in denen etwas zu stören, ungewohnt zu sein scheint, in denen die bisherigen Begriffsraaster und Wissensbestände nicht ausreichen oder in denen man merkt, dass man sich getäuscht oder geirrt hat: In diesen Situationen werden Seherwartungen in der Schwebe gehalten, besteht eine Offenheit, die einem wirklichen Fragen gleicht, das seine Antwort noch nicht weiß. Kurz: Es sind genau solche, in einer „unausdrücklichen Erkenntnis“ (POLANYI 1978) wurzelnde Situationen, die eine Wissenschaft lebendig halten, Wissenschaft sein lassen, die ein neues Sehen hervorbringen.

11 Geographisches Sehen und die ontologische Differenz

Eine solche Geistesgegenwärtigkeit wird einer Physischen Geographie abverlangt, die nicht schon weiß, was sie sucht, und das heißt, die sich weder darauf beschränkt, definierte Gegenstände (inklusive der Vorgänge und Gegenstandskonglomerate) in ihren raumzeitlichen Verschiebungen zu registrieren und dokumentieren, noch versucht vorherzusagen, wohin sich das *bereits Definierte*, das sie zu identifizieren können meint,

⁴⁶⁾ Die Erweiterung der HEIDEGGERSchen Unterscheidung zwischen dem apophantischen Als und dem hermeneutischen Als um das – bei HEIDEGGER implizit schon angesprochene – „mantische Als“ übernehme ich von HOGREBE (2004), der dort auch die mantische Dimension der GADAMERSchen Hermeneutik aufzeigt. Zur Thematik der medialen Weltstellung des Menschen vgl. auch WALDENFELS (2000).

⁴⁷⁾ Mir selbst sind derartige Momente aus der Zusammenarbeit mit einem sehr erfahrenen meteorologischen Synoptiker vertraut.

zukünftig verschiebt. Vielmehr wird diese Geistesgegenwärtigkeit von einer Physischen Geographie abverlangt, die einem raumzeitlichen Wandel *nicht-reproduzierbarer* (Erd-)Naturerscheinungen Rechnung trägt, wobei sich in diesem Wandel die Veränderung dessen vollzieht, *wie* diese sind. Das physisch-geographische „neue“ statt bloß „wiedererkennende Sehen“ (vgl. Fußnote 20) ist dann ein nachvollziehendes, aus der Enttäuschung eines getäuschten Sehens, der Einsicht eines Geblendet-gewesen-Seins bzw. ein aus der Dunkelheit des Nicht-Wissens oder einer Störung zu sich selbst und somit auch „der Sache“ näher kommendes Sehen. Es ist somit ein nicht plan- oder methodisierbares, sondern *sich ereignendes* Sehen,⁴⁸⁾ das als bisher nicht Eingesehenes sieht, *wie* etwas in einer konkreten, individuellen Situation – aus einem sich erst visuell eröffnenden raumzeitlichen Zusammenhang heraus – sichtbar ist. Diesem Sehen öffnet sich auf diese Weise eine bisher unsichtbare Sichtbarkeit des Sichtbaren. Das Wie ist dann kein verkapptes Warum, das für die faktisch-optische Sichtbarkeit einer Wolke eine naturwissenschaftliche Erklärung sucht. Vielmehr geht es um das Wie-Sein, das *vor* jeder Erklärung, *vor* jeder sinnvollen Messung und somit auch vor jeder Frage nach dem Was schon wirksam ist, indem es die in Tatsachenbehauptungen mündende Empirie und entsprechende Erklärungsansätze erst als sinnvolle, *stimmige* Möglichkeiten eröffnet. Die Wolken bieten hier wieder ein sehr einfaches Beispiel: Hält man es *nicht* für sinnvoll, Wolken allein so empirisch zu erforschen, dass man die Messfühler in die abgegrenzten Gestalten der Wolken hineinsteckt, um – nur in ihnen messend – ihre in ihr isolierten Merkmale zu bestimmen, so genau deswegen, weil es *primär* nicht um die Wolken (das Seiende, das Ontische), sondern um die Wolkigkeit des Himmels (das hermeneutisch-ontologische Sein des Seienden) geht. Diese erfährt man als solche gerade dann, wenn Wolken im Rahmen ihres prozessualen Verlaufs nicht mehr oder noch nicht (im faktischen Sinne sichtbar) sind, während man selbst ist. So wie in diesem sehr einfachen Beispiel ist es immer das Nachvollziehen eines Nicht, einer Störung oder einer enttäuschten Seherwartung, das einen erst im Bilde, d.h. bei der Sache und bei sich selbst sein lässt – und durch das sich ein Sehen ereignet.

In der Vollzugsbewegung des sich ereignenden Sehens eröffnen sich also – auf je eigene Weise – horizonthaft

Übergänge, die einen nicht nur ein Mehr mitsehen, sondern auch die bisher uneingesehene Relation zu diesem Mehr erfahren lassen. Die physisch-geographischen „Gegenstände“ werden so in ihrer der jeweiligen zeit-räumlichen Situation entsprechenden Verhältnissichtbarkeit als bisher uneingesehene Sachverhalte sichtbar. Das ist physisch-geographisches Sehen im eigentlichen Sinne.

Eine Physische Geographie, die ein solches Sehen pflegt, öffnet sich neben den Was- oder Warum-Fragen, neben den naturwissenschaftlichen Methoden und Erklärungsansätzen, die sie heute im Allgemeinen ihren Nachbardisziplinen entnimmt, einer demgegenüber grundlegenden Ebene, die dem Verhältnis des Menschen zur Erdnatur entspringt. Mit diesem hatte die Geographie seit jeher zu tun. Das physisch-geographische Sehen im engeren Sinne zu pflegen bedeutet daher nicht nur eine größere Offenheit für innovative, ein neues Sehen hervorbringende Situationen, die in jeder echten Wissenschaft notwendig sind, weil so bisherige Vorstellungen aufgehoben werden. Es bedeutet auch eine Öffnung der Geographie für sich *selbst* – und damit eine genuine Chance für ihre Positionierung gegenüber den Nachbarwissenschaften.

Literatur

- BLASCHE, S. (2004): Bildbegriffe im Anschluss an Husserl. In: BLASCHE, S.; GUTMANN, M. u. WEINGARTEN, M. (Hg.) (2004): Repraesentatio Mundi. Bilder als Ausdruck und Aufschluss menschlicher Weltverhältnisse. Historische und systematische Perspektiven. Bielefeld, 209–219.
- BLASCHE, S.; GUTMANN, M. u. WEINGARTEN, M. (2004): Bilder und Spiegel-Bilder. In: BLASCHE, S.; GUTMANN, M. u. WEINGARTEN, M. (Hg.) (2004): Repraesentatio Mundi. Bilder als Ausdruck und Aufschluss menschlicher Weltverhältnisse. Historische und systematische Perspektiven. Bielefeld, 7–14.
- BOEHM, G. (1978): Zu einer Hermeneutik des Bildes. In: GADAMER, H.-G. u. BOEHM, G. (Hg.): Die Hermeneutik und die Wissenschaften. Frankfurt a.M., 444–471.
- (1980): Bildsinn und Sinnesorgane. In: Neue Hefte für Philosophie 18/19, 118–132.
- (1995a) Bildbeschreibung. Über die Grenzen von Bild und Sprache. In: BOEHM, G. (Hg.): Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung. Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart. München, 23–40.
- (1995²b): Die Wiederkehr der Bilder. In: BOEHM, G. (Hg.): Was ist ein Bild? München, 11–38.
- (1995²c): Was ist ein Bild? München.
- (2001): Repräsentation – Präsentation – Präsenz. Auf den Spuren des homo pictor. In: BOEHM, G. (Hg.): Homo Pictor. München, 3–13.

⁴⁸⁾ Was nicht heißt, dass es keine Möglichkeit gibt, ein solches nicht-methodisierbares Sehen zu pflegen oder sich als Physische Geographie dafür zu öffnen – doch dies muss Gegenstand einer späteren Veröffentlichung sein.

- BREIDBACH, O. (2004): Über die neue und neuronale Ordnung von Welt – Ein Beitrag zur Neuronalen Ästhetik. In: BREIDBACH, O. u. ORSI, G. (Hg.): Ästhetik – Hermeneutik – Neurowissenschaften. Münster, 51–66.
- CLAYTON, H. H. (1896): Discussion of the cloud observations. In: *Annals of the astronomical observatory of Harvard College* 30 (4), 279–331.
- DERRIDA, J. (1997): *Dem Archiv verschrieben*. Berlin.
- DIDI-HUBERMANN, G. (1999): *Was wir sehen blickt uns an. Zur Metapsychologie des Bildes*. München.
- DWD (DEUTSCHER WETTERDIENST) (1987): *Allgemeine Meteorologie. Leitfäden für die Ausbildung im Deutschen Wetterdienst 1*. Offenbach a.M.
- (1990²) (Hg.): *Internationaler Wolkenatlas*. Offenbach a.M.
- GABRIEL, G. (1997): *Logik und Rhetorik der Erkenntnis. Zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung*. Paderborn.
- GADAMER, G. (1990⁶): *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen.
- (1995): *Bildkunst und Wortkunst*. In: BOEHM, G. (Hg.): *Was ist ein Bild?* München, 90–104.
- GRIMM, J. u. GRIMM, W. (1999): *Deutsches Wörterbuch*. München, Nachdruck der Erstausgabe 1854 (1. Band) bis 1971 (33. Band).
- HEIDEGGER, M. (1996³): *Platons Lehre von der Wahrheit*. In: HEIDEGGER, M.: *Wegmarken*. Frankfurt a.M., 203–238.
- (1997^{8a}): *Die Frage nach der Technik*. In: HEIDEGGER, M.: *Vorträge und Aufsätze*. Stuttgart, 9–40.
- (1997^{11b}): *Unterwegs zur Sprache*. Stuttgart.
- (1997^{8c}): *Wissenschaft und Besinnung*. In: HEIDEGGER, M.: *Vorträge und Aufsätze*. Stuttgart, 41–66.
- (1999¹¹): *Identität und Differenz*. Stuttgart.
- (2001¹⁷): *Sein und Zeit*. Tübingen.
- HELLMANN, G. (1894): *Einleitung*. In: HELLMANN, G. (Hg.): *Neudrucke von Schriften und Karten über Meteorologie und Erdmagnetismus 3*. Berlin.
- HERRMANN, F.-W. VON (1971): *Bewußtsein, Zeit, Weltverständnis*. Frankfurt a.M.
- (2000): *Hermeneutik und Reflexion. Der Begriff der Phänomenologie bei Husserl und Heidegger*. Frankfurt a.M.
- HOGREBE, W. (2004): *Hermes und Apoll: Gadammers Universalitätsanspruch der Hermeneutik*. In: BREIDBACH, O. u. ORSI, G. (Hg.): *Ästhetik – Hermeneutik – Neurowissenschaften*. Münster, 19–30.
- HOWARD, L. (1803): *On the Modifications of Clouds*. London. Neudruck in: HELLMANN, G. (1894) (Hg.): *Neudrucke von Schriften und Karten über Meteorologie und Erdmagnetismus 3*. Berlin.
- JÁDI, F. (1997): *Sehen, das man auf Worte zeichnet. Kunst, Psychose und die Wahnsinnsoptik August Natterers*. In: BRUGGER, I.; GORSEN, P. u. SCHRÖDER, K. A. (Hg.): *Kunst & Wahn*. Köln, 187–206.
- (2001): *Noblesse oblige. Unsichtbares und Unsagbares in Natterers Leben und Werk*. In: JÁDI, I. u. BRAND-CLAUSEN, B. (Hg.): *August Natterer. Die Beweiskraft der Bilder. Leben und Werk, Deutungen*. Heidelberg, 215–322.
- (2002): *Intersubjektivität, Bildlichkeit und die Welt der Schizophrenen. Eine unversehens merkwürdige Bilder-geschichte*. In: FUCHS, T.; JÁDI, I.; BRAND-CLAUSEN, B. u. MUNDT, C. (Hg.): *Wahn Welt Bild*. Berlin, 133–169.
- MERLEAU-PONTY, M. (1984a): *Das Auge und der Geist*. Hamburg.
- (1984b): *Das mitteilbare Sprechen und die Stimmen des Schweigens*. In: MERLEAU-PONTY, M.: *Das Auge und der Geist*. Hamburg, 69–114.
- (1984c): *Der Philosoph und sein Schatten*. In: MERLEAU-PONTY, M.: *Das Auge und der Geist*. Hamburg, 45–68.
- (1994²): *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München.
- (2000): *Die Natur. Aufzeichnungen von Vorlesungen am Collège de France 1956–1960*. München.
- POLANYI, M. (1978): *Sinngebung und Sinndeutung*. In: GADAMER, H.-G. u. BOEHM, G. (Hg.): *Die Hermeneutik und die Wissenschaften*. Frankfurt a.M., 118–133.
- RHEINBERGER, H.-J. (2001): *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Göttingen.
- RICOEUR, P. (1991²): *Die lebendige Metapher*. München.
- (1996): *Das Selbst als ein Anderer*. München.
- SCHNEIDER-CARIUS, K. (1955): *Wetterkunde Wetterforschung. Geschichte ihrer Probleme und Erkenntnisse in Dokumenten aus drei Jahrtausenden*. Freiburg.
- SCHWENDTNER, T. (2005): *Heideggers Wissenschaftsauffassung (im Spiegel der Schriften 1919–1929)*. Frankfurt a.M.
- SEIDLER, G. H. (2001²): *Der Blick des Anderen. Eine Analyse der Scham*. Stuttgart.
- STEINER, C. (1999): *Constructive science and technology studies: on the path to being?* In: *Social Studies of Science* 29 (4), 583–616.
- SÜRING, R. (1950³): *Die Wolken*. Leipzig.
- WALDENFELS, B. (1995): *Ordnungen des Sichtbaren*. In: BOEHM, G. (Hg.): *Was ist ein Bild?* München, 233–252.
- (1999³): *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt a.M.
- (2000): *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt a.M.
- (2002): *Bruchlinien der Erfahrung*. Frankfurt a.M.
- WIESING, L. (2000): *Phänomene im Bild*. München.
- ZAHNEN, B. (2003): *Anwendende Klimatologie zwischen Daten und Deutung, Alltagswelt und Klimaphysik. Überlegungen entwickelt am Beispiel einer stadtklimatologischen Untersuchung des Flugfelds Berlin-Tempelhof*. Berlin.
- (2004): *Innerstädtische Grünflächen = kühl = entlastend? Eine Skizze zu klimatologischem Denken*. In: *Erdkunde* 58, 349–362.
- ZWATZ-MEISE, V. (1987): *Satellitenmeteorologie. Satelliten beobachten das Wetter*. Heidelberg.